

Kühe.

Von Hans Herbert Ulrich.

Nun geht ein Atmen durch das heiße Land, Das wie im Schlaf die lange Zeit verträumt, Der Schnitter hebt die braun gebrannte Hand, Um spät zu schaffen, was er tags versäumt.

Die Salme heben sich aus träger Ruh' Und staunen, wie die Sonne glutschwärz sinkt, Und sehen stumm der raschen Sichel zu, Die immer näher, immer scharfer blinkt.

Nun geht ein Atmen durch das heiße Land, In letztem Gold liegt meine kleine Stadt, Vom Auge sinkt die arbeitsmüde Hand, Als käm' ein Lieb, das man erwartet hat.

Der rosa Domino.

Von Charles Gohs, Deutsch von Dr. Gildbrandt.

Heute abend sollte das Feuerwerk auf dem großen Kanal in Versailles nach dem Abendessen des Königs abgebrannt werden; das Zeichen zum Anfang wollte man von einem der Galleriestufen aus geben. Aber dies Zeichen kam und kam nicht. Prinzessin de Beaujolais, die sich entschlossen langweilt, ließ sich einen Mantel um die Schultern werfen und ließ mit einem der Edelleute, einem Herrn de Maufort, in den Garten. Unten mischte sie sich unter die kleinen Leute, die sich einen guten Platz am Latonabeden suchten. Unter ihnen erkannte sie Charlotte, ihre kleine Spigenklöpplerin, die ihr niedliches Gesichtchen unter einem hübschen Domino aus rosa Gaze mit zartgrünen Flittern verbarg. Sofort hat Prinzessin de Beaujolais ihren Gefährten, er möchte sich doch zur Tafel des Königs zurückbegeben; sie wollte einmal unter Charlottes Schutz sich ein wenig umsehen. Der Oberster war nicht in der Lage, die Vorhaltungen, die er ihr über diesen Bruch der Etikette machte, mit all den Ausstellungen zu verdrängen, die seine eigenen Strupel ihm suggerierten; denn die ausgelassene, phantastische Prinzessin hatte ihre in Eifer suchende Begleiterin schon fortgezogen und war im dicksten Kränzel verschwunden; die Kleine aber, die diese Kunst sehr überaus, als daß sie ihr schmeichelte, hatte wohl oder übel mitlaufen müssen.

Indessen rauchte die leichte Seide des Kleides, und die Edelsteinschmucke blühten auf den gepuderten Haaren der Prinzessin; natürlich erregte sie damit die Aufmerksamkeit der Leute, die ihr respektvoll aus dem Wege gingen. Das aber ärgerte das Prinzesschen wieder, weil sie ein dringendes Verlangen verspürte, unerkannt ein wenig zu kofferieren. Ihrer Laune aber mußte sie nachgeben, und so fuhr sie ohne Besinnen heraus.

Liebes Charlottchen, wenn Dir das Dein Verzeihen nicht zu schwer macht, dann laß mich doch Deinen rosa Gajedomino. Dann kann niemand den Hader und die Steine in meinen Haaren sehen; ich kann unerkannt umherlaufen und außerdem sehen, ob mir die zartgrünen Flitter ebenso gut stehen wie Dir!

Charlottchen wurde das Herz sehr schwer, als sie ihren niedlichen Domino hergeben sollte, um so mehr, als sie gerade auf den Stufen der Latona ihrem Freund Landry dem Schreiber beim Staatsanwalt, ein Andezvous bewilligt hatte — nun baute sie so auf die grünen Flitter, die sehr nach seinem Verzeihen waren — sie hoffte, ihn damit ganz zu erobern. Aber was sollte die arme Spigenklöpplerin der Tochter des Regenten etwas versagen? Die Prinzessin hatte ihr auch schon, ehe sie ein Wort äußern konnte, so schleunig ihren Domino weggerissen, daß sie ihr beinahe die Haare ausraute. Nun stand sie da und drapierte ihm um ihre Haut — und das mit solcher Grazie und so dem Verständnis für ihre höchsten Reize, daß Charlottchen ganz traurig wurde.

Der König stand und stand nicht vom Ofen auf; so ließ man einige Schwärmer über dem Kanal aufsteigen, damit das Publikum nicht die Geduld verliere. Die Leute stürzten in Massen auf das Latonabassin zu; ein furchtbares Gedränge entstand, und Prinzessin de Beaujolais war mit einem Male von ihrer Begleiterin getrennt. Dies Gewoge und die Einfälle der Leute machten ihr indes viel zu viel Spaß, als daß sie sich darüber sorgte. Gerade stellte sie sich auf die Stufen ihrer letzten Stufen, um über die großen Haufen zweier Weiber aus dem Volke hinweg den Flug der Raketen verfolgen zu können, da legte sich plötzlich ein weißer Arm unter dem Mantel schmeichelnd um ihre Hüfte, und zwei Lippen küßten, bei einem Paar die grünen Flitter berührend, in ihr Ohr:

„Habt keine Angst, süße Kleine Charlotte; ich bin's, Euer Landry!“

Wie wohl die ernste Männerstimme sehr zart klang, wollte die Prinzessin dem Mißverständnis schnell ein Ende machen — es war doch so unziemlich; aber als sie unter ihrem rosa Domino, der ihr Gesicht halb verdeckte, ein schönes, bleiches, ernstes Antlitz mit zwei leidenschaftlichen Augen sich gegen sie neigen sah, schien ihr das Mißverständnis plötzlich sehr amüßig; ja, es fiel ihr ein, daß sie gegen Charlotte Rücksicht hätte; hatte sie sich gegen ihren Willen in ihrem Domino gestellt, so mußte sie nun auch ihre Rolle so natürlich wie möglich durchzuführen, ohne ihren Geliebten abzuschrecken.

Gerade begann Landry, ihre Taille, die sich ihm nicht entzog, fester umschlingend, eindringlicher: „Haben denn die Schwärmer solche Anziehungskraft für Euch, schöne Charlotte? Wäre es nicht viel reizender vom Kanale fortzugehen und in den schattigen, schweigenden Alleen von Liebe zu reden?“

Kein Wort aus dem rosa Domino; aber die grünen Flitter bewegten sich unmerklich hin und her, ganz leise, ganz kokett, als kletterten sie seine Worte, und als sei ihre Antwort: „Ja!“ Landry fragte nicht weiter; er drehte dem Schloß den Rücken, und in dem Augenblick, als heftiges Abregeln von Feuerwerk das Erscheinen des Hofes an den Galleriestufen im Richte der Fackeln verkündete, verloren sich der Schreiber und die falsche Charlotte, Seite an Seite, in den Tiefen der Gagebuttengänge.

Unter den Bäumen gingen sie langsamer. Landry berauschte das Rascheln der weichen Seidenstoffe, die hüppige, weiche Taille, die sich an ihn schmiegte, und die doch bei der zartesten Liebeshaltung zitterte, der seine Duft, den bei jedem Schritt die Falten des flatternden Mantels aushauchten. Unter einem von Geißblatt und Jasmin berankten Bogenblumen blieben sie vor einem Bassin stehen, dessen Wasserpiegel wie verschlafen im Mondlicht schimmerte — Liebesgötter bekämpften da zwischen Muscheln und Tritonen inmitten einer eigenen Welt von Meerflanzgen eine junge Sirene. Die falsche Charlotte lachte sich auf eine Warmorban nieder, der junge Schreiber kniete auf Gras und Moos zu ihren Füßen hin und nahm ihre zarten, weissen, warmen Händchen in seine brennenden Hände. Dann murmelte er:

„D göttliche Charlotte, ich weiß nicht, wem ich geheime Rauber, der in diesem Garten wohnen muß, Euch heute abend so begehrtest erscheinen läßt! Der Wohlgeruch der herrlichen Nacht scheint von Euch auszufließen. Eure Augen, die ich kaum sehen kann, berauschen mich wunderbar, und ich lebe im Traum eines geheimnisvollen Traumes! Sprecht, teure Freundin, sagt, ob Euch der Frühlingshauch, den das Laub einatmet, ebenso verwirrt, ob Ihr, Auge in Auge und Hand in Hand, nicht auch die Pulse unserer Herzen hinstiegen fühlt, weithin in den unendlichen Raum, in die Ewigkeit!“

Die Pseudocharlotte merkte, daß der junge Schreiber recht literarisch fundig war; aber die Leidenschaft zitterte so stark durch seine männliche Stimme, daß die grünen Flitter diesen heißen Gefühl gegenüber ganz außer sich gerieten und in leisem Wehen ihre Aufregung ahnen ließen. Da kam Landry noch näher, hob sein schönes Antlitz, bleich vor Erregung, zu dem Gesicht seiner Geliebten, das der rosa Domino verschleierte, und bot mit vor Entzücken halb geschlossenen Lidern seine lächelnden Lippen den ihren. In der Weisheit und Jasmingittern erhob sich ein schüchternes Schwirren, als wenn zwei Vögelchen sich in Liebe suchten. Und Landry seufzte:

„Das Glück zieht vorüber!“

Dann pfückten seine Lippen auf denen der Geliebten einen heißen, glühenden und doch unendlich andächtigen Kuß. Das Schwirren im Geißblatt und Jasmingitter erlosch, als wenn die verliebten Vögel einander gefunden hätten. Und Landry seufzte: „Das Glück weilt hier!“

Man traf Charlottchen ganz traurig am Latonabassin hin und her gehend, und Prinzessin de Beaujolais nahm schnell den rosa Domino mit den zartgrünen Flittern ab. Während sie ihn der kleinen Spigenklöpplerin wieder überwarf, gestand sie: „Ich geh' Dir Deinen Domino wieder zurück, Kleine, denn an Hofe kann ich tausend ähnliche finden; für den Kuß, den Landry mir gegeben hat, soll er Dir hundert schenken — ich aber behalte meinen; nie wieder werde ich so süße bekommen wie diesen!“

Dann entfloß die ausgelassene, phantastische Prinzessin zum Schlosse — und hinter ihr blieb's wie ein bitter leuchtender Edelstein, zarter Seidenstoffe und berauscher Wohlgerüche.

Die Schlacht.

Von Erwin von Dörzen.

Ein Liebesmahl. Es ging recht hoch her. Besonders, als es schon bedenklich gegen Morgen ging und die ältesten Herren Offiziere — so vom Rittmeister aufwärts — sich zurückgezogen hatten, die Herren Leutnants und Oberleutnants des Dragoner-Regiments hüßig unter sich waren, floß der Champagner in Strömen, und einige stark gerötete Soldaten tranken, daß der edle Trank seine Wirkung nicht verfehlte hatte.

In einer Ecke des geräumigen Kasinoalles führte Leutnant v. D. das große Wort. Er war der Historiker des Regiments. Sein Stedenpferd war die Weltgeschichte. In ihrer Tiefe versenkte sich der junge Offizier, wenn er nach des Dienstes Mühen seine heimatischen Venaten aufsuchte, da sah er dann vergraben in Folianten, und forschte den Ereignissen dunkler Zeitepochen mit wahrhaft gelehrtem Eifer nach. Aber nicht allen Jahrhunderten, allen Staaten und ihren Geschicken wendete v. D. das gleiche Interesse, den gleichen Forschungseifer zu. Zwar ließen sich die Eroberungskriege des alten Rom, die Völkermordung, der Süstienkrieg, die Forschungsbereisen eines Columbus und Vasco de Gama und andere historische Ereignisse nicht so völlig kalt. Jedoch das volle Feuer seines Forschungsdranges hatte er der blutigen Periode des dreißigjährigen Krieges zugewendet; diese Epoche voll Graus und Greuel hatte er in der gründlichsten Weise durchstudiert. Er sammelte alles, was an alten Schwärmen über dieses Thema geschrieben worden, er machte in seiner Urelaufzeit Reisen nach den berühmten Schlachtfeldern, auf denen sich die Truppen Gustav Adolfs mit den Tilly'schen oder Wallenstein'schen herumgeschlagen; er kannte jede Persönlichkeit, der irgend eine — wenn auch noch so geringe Rolle in dem großen Drama zugewiesen worden war; und nichts konnte den sonst nicht sehr impulsiv veranlagten jungen Mann mehr in Eifer, ja in den wildesten Jörn versetzen, als wenn ein „Lai“ ihm widersprach, wenn er über sein Lieblings Thema die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, dozierte.

Auch bei dem Liebesmahl hatte v. D. wieder seine Weisheit ausgekramt. Einige jüngere Kameraden machten sich das Vergnügen, seinen gelehrten Ausführungen energisch zu widersprechen, um so den „Historiker“ zu immer scharfer Verleumdung seiner Ansichten zu reizen, die v. D. unvorsichtigerweise fleißig mit Selbst bezog. Man sprach schließlich über die Schlacht bei Lützen und einer der Widersacher des Leutnants stellte die Behauptung auf: Wenn König Gustav Adolf nicht gefallen wäre, hätte Wallenstein die Schlacht gewonnen.

Dieser „Unfimm“, wie er sich ausdrückte, verfehlte v. D. in Raferie. Mit wahrhaft demosthenischer Beredtheit widerlegte er die Hypothese des Kameraden und redete und tratschete derart in die Höhe, daß er schließlich schwer geladen in seine Behauptung und zu Bett gebracht werden mußte.

Ningsum tobt die Schlacht. Die Standarte in der Hand hält der Fahnenjunker hoch zu Ross neben dem Oberst, der von Zeit zu Zeit einige Schritte vorreißt mit besorgten Blicken in das Gemüth der Schlacht spott. Das Kürassier-Regiment batte noch keine Gelegenheit gehabt, einzugreifen in den Gang der Aktion. Ihm war die Aufgabe zugefallen, im Falle einer Niederlage, den kaiserlichen Rückzug zu decken. Der Junker trummelte ungeduldig mit den Fingern auf dem blanken Stahl seines Dornisches. Trüben aus dem Pulverdampf, der dicht das Gefilde umwoogte, sah er das Milzen der Schwärmer; dort schlug man sich und er mußte untätig leben. — Da sprengt ein Kürassier eines anderen Regiments vorbei, ohne Helm, ohne Schwert. Er streckt die Hand aus gegen eine Stelle des Schlachtfeldes, wo durch blauegelbe Schwärme kranke Schwedische Kavallerie dahinjagt: Der König ist tot. — Der Weimar führt die Feinde! — Vorbei ist er. — Der Oberst reißt ihm nach. Soll ihn an, spricht mit dem Reiter.

Tiefe Erregung hat sich aller Offiziere bemächtigt. Sie umdrängen den Kürassier, der in fliegender Eile erzählt, was er weiß. — wenig genug. Nur die Tatsache, der Schwedentönn ist gefallen, ist tot. Der Herzog Bernhard von Weimar hat die Leitung der Schlacht in die Hände genommen. „Kinder“, sagt der Oberst und nimmt den Helm vom Haupte, „da ist ein großer Held dahingegangen! Möge er den Frieden droben finden!“

Alle neigten das Haupt. Auch der Fahnenjunker ist tief ergriffen. — Auf einmal lichtet sich der Pulverdampf. Vor den Reitern blinken Dornische, hochgeschwungene Schwerter. Immer näher jagts heran. Blau und gelb sind die Feldbinden der Offiziere. Eine Attacke der Schweden. — Blitzschnell formiert der Oberst seine Leute. Die Schwerter fahren aus den Scheiden, da sind schon die Schweden. Ein fürchterlicher Stoß, die kaiserlichen Reiter sind über den Haufen geworfen, das Regiment ist aufgelöst, zerstreut.

Der Fahnenjunker sieht sich umringt von Feinden. Fest umflammt die Linde die Standarte. So lang er lebt, wird er sie dem Feinde nicht über lassen. Ein Schwerthieb trifft seinen Helm. Er haut um sich. — bricht durch die umringenden Schweden. Dort ist ein Haus. Vielleicht ist dort Rettung. — Er hegt sein Pferd zu rasender Eile. Die Schweden sitzen ihm im Genick. Einer reißt ihm vor, streckt die bronzenen Faust nach der Standarte aus. Des Junkers Faustrohr blüht, der Schwede rollt aus dem Sattel.

Da das Haus. Die Tür steht offen. Er wirft sich vom Pferd und springt hinein. Die Tür schlägt er zu und wirft einen Tisch davor. Das Schwerd in der Rechten, steht er lauernd, horchend an der Wand. Sein Kopf schmerzt. Immer noch unflammert seine Faust die Standarte. Er darf sie nicht lassen, sein Oberst hat sie ihm anvertraut. Schritte dröhnen draußen, Sporen und Säbel klirren. Es pocht, lachert, donnert. Er ist still, mäusehinstill. — Jetzt trommelt an der Tür, schreiende Stimmen werden laut. Der Junker denkt: Da find sie. Jetzt gilt's zu sterben als braver Reiter. Die Hiebe und Stöße gegen die Tür werden immer donnernder. Schon schimmern Klängen und Reize durch klaffende Spalten. — Die Tür gibt nach, weicht, bricht. —

Den Eintretenden bot sich ein sonderbares Bild. In einer Ecke des Zimmers lehnte Leutnant v. D. mit verblassten, stieren Augen und blutendem Haupte, in der Rechten den blanken Säbel, in der Linken die Stange der Fenstergardine, die er herabgerissen hatte.

Mit Donnerstimme rief er: „Tödt mich, dann nehme meine Fahne!“ und fiel gegen Oberleutnant v. B. der als erster die Tür passierte, aus. Nur durch einen kühnen Sprung konnte sich dieser vor dem Schicksal, durchbohrt zu werden, bewahren. Man entwand dem Rasenden Säbel und Gardine, legte ihn aufs Bett und bezog ihn reichlich mit kaltem Wasser. Es währte lange, bis er zu sich kam. Er tastete etwas vom Schwedentönn, Standarte, Verfolgung. Aber nach einigen Stunden gefunden, festen Schlafes war er wieder vernünftig, und nun kam die Aufklärung: Oberleutnant v. B., der das Zimmer neben dem des Leutnants bewohnte, hörte gegen Morgen einen entsetzlichen Lärm aus der Behausung des Kameraden. Loben, Schreien, endlich ein polterndes Geräusch, als ob die ganze Einrichtung demoliert wurde. Er weckte ein paar Kameraden, die in demselben Gebäude wohnten, und da sie meinten, v. D. sei ein Unglück widerfahren, zogen sie vor dessen Tür. Auf ihr Pochen wurde es drinnen plötzlich still. Da aber absolut nicht geöffnet wurde, schlugen die Offiziere die Tür ein und fanden v. D. in dem beschriebenen kläglichem Zustande.

Er hatte geträumt. So lebhaft geträumt, daß er in Wirklichkeit zu erleben vermeinte, was der Traum ihm vorkam. Als er aus dem Bett fiel und sich auf die Stirne schlug, glaubte er, den Schwerthieb eines Schwedischen Reiters zu verspüren, die eindringenden Kameraden dächten ihm verfolgende Schweden. Das hitzige Gespräch über sein ihm obnedies stets erregendes Lieblings Thema, besonders aber der Umstand, daß er dem Gemüthe des Letzten in allzu starkem Maße gekränkt, hatten bewirkt, daß v. D. die Schlacht von Lützen fast 300 Jahre, nachdem sie geschlagen wurde, mitmachte. — Seither vermeidet er es aber, beim Trinken über Weltgeschichte zu reden.

Das seine Diner.

Als eines Abends das junge Ehepaar, wie gewöhnlich einander geleht, aus dem einzigen Reiter ihres ärmlischen Stübchens auf die Straße blühte, sagte Lisette zu Pierre: „Mein Herr, ein netter, ein wirklich netter und liebenswürdiger Gatte wären... Wissen Sie, mein Herr, um was ich Sie dann bitten würde?“

Pierre küßte zärtlich die kleine Hand, die ihm am Arm hingelagte, und fragte: „Um was? wenn man fragen darf?“

„Ach nein, ich kann es Dir nicht sagen. Es war nur im Augenblick eine solche dumme Idee von mir...“

„Habe ich Dir damit wehe getan, Pierre? Dann will ich nichts gesagt haben.“

„Aber nein, Lisette, ich möchte auch einmal dorthin gehen, aber dazu gehört doch vor allen Dingen Geld.“

„Ach was, wir sind allein, wir haben niemanden Rechenschaft abzulegen. In den nächsten Wochen wollen wir etwas sparsamer leben, uns das Geld zurücklegen und dann...“

Ein Kuß besiegelte den Vertrag. Pierre und Lisette waren zwei Jahre verheiratet, und noch hatte keine Wolke den Himmel ihres Glückes getrübt. Lisette arbeitete in einem Bugateller; ihr Gatte Pierre war als Schreiber in einem großen Bureau angestellt. Ihr gemeinsamer Verdienst reichte gerade zur Befriedigung ihrer bescheidenen Ansprüche aus, und eine Mahlzeit in einem besseren Restaurant bedeutete für sie eine fast unerschwingliche Ausgabe, ein kleines Vermögen.

„D, wie glücklich bin ich,“ rief Lisette, klaffte in die Hände und tanzte vor Freude im Zimmer herum. Sie beschloffen also, den in der nächsten Woche stattfindenden Nationalfeiertag durch ein Diner zu begehen! Endlich war der große Tag erschienen, und fröhlich lachend saßen sie ihre sechs Tagen hinunter, aber auf der Straße fühlten sie, daß der heutige Tag einer besonderen Weisheit bedürfte. Ernst und würdig, als ob es nie anders gewohnt wäre, winkte Pierre eine vorüberfahrende Autodrosche heran: „Kauf dir, nach dem „Goldenen Becher“!“

Jeder Gang, der ihnen serviert wurde, entlockte ihnen einen Ausruf des Erstaunens, und jeden Augenblick mußten sie die Hilfe des Kellners in Anspruch nehmen. Sie hatten übrigens von allem nur gekostet. — Diese Gerichte, die in langer Reihe vorbedienten, waren nicht nach ihrem Geschmack zubereitet, und nur das Dessert hatte Gnade vor ihren Augen gefunden. Als der Kellner ihnen schließlich die Rechnung reichlich warf, warf Pierre, der seine Enttäuschung nur mühsam verbergen konnte, nachlässig zwei Goldstücke auf den Tisch. Der Kellner nahm sie, betrachtete sie genau und eilte dann zum Geschäftsführer, unverständliche Worte vor sich himmelmelnd. Inzwischen hatten Pierre und Lisette bereits den Ausgang erreicht, da stellte sich ihnen der Geschäftsführer in den Weg:

„Mein Herr, unsere Gäste haben nicht die Gewohnheit, mit falschem Geld zu zahlen!“

„Mit falschem Geld? Was fällt Ihnen denn ein?“ Pierre erstarrte beinahe vor Wut.

„Bitte, mein Herr, das Zehnfrankenstück, das Sie dem Kellner geben gehen, ist falsch, und ich hätte das Recht, Sie sofort arrestieren zu lassen.“

„Wie? Sie halten mich für einen Betrüger? Na, warten Sie mal einen Augenblick...“

Und während Lisette halb ohnmächtig in einen Stuhl sank, reichte sich Pierre zu seiner ganzen Größe empor. „Vor allen Dingen keinen Stand!“ sagte der Geschäftsführer. „Bewahren Sie Ihre Fische mit anderem Geld, und die Sache ist erledigt.“

Pierre leerte sein Portemonnaie. Nüchtern zuckte ein Strahl der Erleuchtung über seine Stirne. „Ich hab's! Der Kellner ist's gewesen, der mich hineingelegt hat. Als er mir beinahe den Louisdor wechelte, fiel mir doch seine verführerische Miene auf... Verzeihen Sie, mein Herr...“

Goethes Augen.

Goethes ganze Persönlichkeit ist von den Epigonen so gründlich festigt worden, daß wohl kaum noch etwas zu tun übrig bleibt. Ganz besonders hat man sich natürlich auch mit seinen Augen beschäftigt, die den Gesichtskreis des Olympiers so wesentlich bestimmen, und namentlich sind auch die Augenlider bemerkt worden, über die fabelhafte Keimfähigkeit dieses Organs bei Goethe hinten nach ein Urteil zu fällen. Zuerst hat der Wiener Physiologe Erner darauf hingewiesen, daß Goethe in hohem Grade kurzichtig gewesen sein müsse, und später schaffte Dr. Zimmer aus Graz neues Material zur Bestätigung dieser Behauptung herzu. Sehr schlimm kann es jedoch damit nicht bestellt gewesen sein, denn Goethe hat sich nur ausnahmsweise eines Augenauflasses bedient. Allerdings hatte er eine starke Abneigung gegen solche Hilfsmittel, wie er ja auch noch zwei Jahre vor seinem Tode zu Göttingen sagte: „Was nicht mir ein Mann, in dessen Augen ich nicht sehen kann, und bei dem der Spiegel der Seele durch ein paar Gläser verdunkelt wird?“ Es liegen ferner Beweise dafür vor, daß er während seiner Experimente über die Garenreue noch in novem riter auf einen Meter Entfernung selbst seine Beobachtungen deutlich hat machen können. Der Augenarzt zieht daraus freilich gerade den Schluß auf Kurzsichtigkeit, die sonst im Alter die Gebrauchsfähigkeit der Augen stärker, oft weniger beeinträchtigt. Ein Mitarbeiter der ungarischen Zeitschrift für Augenheilkunde hat sich noch einmal an Bildnissen und Portraits Goethes davon überzeugt, daß die Augenlider des Dichters besonders groß und etwas vorstehend waren, was auch von den Biographen oft hervorgehoben wird. Auch dieser Umstand wird auf eine Kurzsichtigkeit gedeutet. Genaugemessen hat auch Goethe ein Glas benutzt, aber nur in der Form einer Voranette, und diese Gläser befanden sich noch im Weimarer Museum. Einmal davon berichtet nur aus einer Einsicht in goldener Fassung und ist fokal in der Stärke 6; das andere ist ein Doppelglas mit einem Kartagummiglas.

Die lange Liste.

„Berichtsvorstand: ... Und nun werden wir zur Verteilung Ihrer Hochzeiten greifen.“